

PROLOG

Womit anfangen? Die erste Station des Kreuzweges, den ein Schriftsteller – zumindest einer wie ich – gehen muss, wenn er sich vor unbeschriebenen Seiten quält. Zehn Jahre nach dem „Requiem für Anton P.“, meinem ersten Gehversuch auf dem literarischen Parkett – ein Postskriptum auf meine Kindheit in der Zeit des Nationalsozialismus. Unvermeidlich Deine Rolle, die ich Dir in meinen Erinnerungen zugedacht habe. Heute, vierzig Jahre nach Deinem Tod, wage ich den Versuch, einen Nachruf zu schreiben – einen Nachruf auf Dich. Ein Unterfangen, das Du zu Deinen Lebzeiten abgelehnt hättest.

Auf Dein zwanzigstes Jahrhundert, von dem Du nur die ersten zwei Drittel erleben durftest, das fehlende Drittel durch meine Mutter ergänzt. Der Versuch, Dein Jahrhundert zu lesen und Dich hineinzuzichnen – mit Deiner Familie, mit einzelnen Freunden und einer Herde von Gleichgültigen und Feinden, in bedrohlichen Situationen und in den wenigen glücklichen.

Den Anstoß zu diesem Vorhaben bekam ich von einer guten Freundin. Sie hatte zwar meinen Vater nicht mehr gekannt – dazu war sie damals noch zu klein gewesen –, zitierte aber ihren Vater und seine Äußerungen: „Wenn es den nicht gegeben hätte, dann...“. Was dann?

Nichts lag Dir ferner, als über Dein Tun zu reden, geschweige denn sich einen Altar zu errichten oder errichten zu lassen. Das Gesetz des Handelns sei Dir in die Wiege gelegt worden, und Du vollzogst es, ohne mit Zustimmung zu spekulieren, ohne Dich von einer drohenden Ablehnung ins Bockshorn jagen zu lassen. Was Du in Deiner strengen persönlichen Buch-

führung als abgehakt vermerkt, war Deine bescheidene Genugtuung, die Du mit niemandem teiltest, nicht einmal mit Deiner Familie.

Es gehörte zu Deiner Vorstellung von Würde, Dich nicht vor Dir selbst zu verstecken, und auch nicht vor der Welt, die in Deinem Fall doch klein und bescheiden war. Von den Niederlagen, die Du im Lauf Deines Daseins einstecken musstest, waren die Monate in der Zelle des Nazigefängnisses die einschneidendsten, weil Du Dich Deiner Handlungsfähigkeit beraubt sahst. Die Ohnmacht, es nicht mehr in der Hand zu haben, setzte Dir mehr zu als der Hunger und die wiederkehrenden Schläge der Bewacher. Die Macht, die letztlich doch noch die Tore des Gefängnisses öffnete, trug amerikanische Uniform.

Heimkehren – davon hattest Du in den schmerzhaften Wochen zuvor kaum noch zu träumen gewagt. Im Windschatten der amerikanischen Panzer nahm das Dorf Deine Rückkehr ebenso wenig wahr wie seinerzeit Deine Verhaftung. Trotzdem warst Du Dir der Tatsache bewusst, dass sich Deine Wege mit denen der Menschen im Dorf wieder kreuzen würden – auch mit jenen, die Dich an die Gestapo verraten hatten. In dem Umfeld, dessen Teil Du warst, hatte sich in der Zeit Deiner Abwesenheit manches verändert, manches war geblieben – eine kurze Ewigkeit, auch wenn sie in Monaten, Wochen und Tagen zu messen war, und mittendrin Du, dem diese winzige Zeitlosigkeit widerfuhr. Dein Leben danach würdest Du keinesfalls im Lehnstuhl oder im Lamento verbringen. Das Gefängnis war für Dich eine vorübergehende Episode, nebensächlich, flüchtig. Kein Grund, um im Selbstmitleid vor Dich hin zu altern. Sind wir nicht alle mehr oder weniger Gefangene, sagtest Du einmal, und nur diejenigen, die es begriffen haben, sind die

Freiheit hinter den Gitterstäben wert. Du hattest die Zähigkeit, die Ungerechtigkeit, die Mitleidlosigkeit und all den Ekel zu überleben, ohne Dich in Rachedgedanken zu verbeißen.

Keine meiner zahlreichen Erinnerungen ist mir so gegenwärtig wie jene Deiner Heimkehr. Deinen Gefängnisstreif hattest Du bereits gegen die zivilen Klamotten eingetauscht, die Du bei Deiner Verhaftung getragen hattest. Nicht zu übersehen, dass Du aus der Hose herausgemagert warst (gewogene 18 Kilo) und nur die Hosenträger ihren Halt garantierten.

Du tauchtest ein in die Gegenwart des Mai 1945, in das seltsam deformierte Dorf, das Du zu Weihnachten 1944, eskortiert von zwei Gestapobeamten, hattest verlassen müssen. Zwar hattest Du zu keiner Zeit an die tausend Jahre geglaubt, aber ebenso wenig, dass Du Dein Dorf und Deine Familie jemals wiedersehen würdest. Diese Wiederbegegnung zwischen Dir und Deinem Dorf war, wie Du später zugabst, eine Erfahrung, von der Du hofftest, dass sie sich niemals wiederholen würde. Alles schien unverändert: keine Ruinen, keine Einschusslöcher, keine aufgerissenen Straßen, als ob der Krieg abseits Deines Dorfes gewütet hätte. Deshalb nahmst Du die Stimmung wahr, die Gesichter, keinesfalls die politische Realität. Menschen, die sieben Jahre zuvor den Anschluss bejubelt hatten und jetzt den Befreiern zuwinkten. Was für eine absurde Vergangenheit! Monatlang eingesperrt, vom Kriegsgeschehen jedoch ausgesperrt: keine Zeitungen, kein Radio, keine zuverlässigen Informationen. Lediglich aufgeschnappte Gesprächsfragmente der Aufseher, in denen stets das Wort Endsieg eine tragende Rolle spielte. Nicht zu verheimlichen allerdings eindeutige Signale, dass der Krieg bereits ganz nah war, zumindest über der Stadt: Fliegeralarm, Bombengeschwader, Explosionen – hörbar, spürbar. Der Luftschutzkeller – ausschließlich für das Wachperso-

nal, nicht für die Gefangenen. Angst gehörte zu den Konstanten dieses Daseins. Man wuchs zusammen in dem Schicksal, das man teilte. Der Tod hatte bereits sein Kalendarium, aber wer kannte schon den Tag, wer die Stunde? blieb zwischen den Bombardements ein Funken Hoffnung auf Freiheit. Der abstrakte Begriff – selbstverständlich und unreflektiert – wurde nun bei jedem Schritt als Leben auf freiem Fuß Realität.

Unmittelbar an der Ortsgrenze schließlich der innere Aufruhr – von einer Intensität, die Du auch nach Jahren nicht bestimmen konntest. Du meinstest, Dich nicht mehr zurechtzufinden, obwohl Dir das Dorf so vertraut war. In Deinen Vorausgedanken glaubtest Du schon das abgegriffene Vokabular zu hören, mit dem man die Wunden leckte, mit dem man lauthals die Veränderung für sich reklamierte. Eine Herde von Irregeleiteten, von haltsuchenden Analphabeten, von Widerständlern der letzten Minute.

In den Zwanzigern nach dem verlorenen Krieg die selben Mechanismen wie drei Jahrzehnte später, wenn auch unter ganz anderen Umständen. Die Zukunft schien absehbar – ob amerikanisch oder österreichisch, das blieb den Räubergeschichten an den Biertischen vorbehalten.